

Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 9 Verlag der „Nordwestdeutschen Zeitung“, Bremerhaven-Wefermünde September 1938

Mitteilungsblatt der „Männer vom Morgenstern“
zwischen Elb- und Wefermündung, im Deutschen Heimatbund, E. B.

Kunstwerke im Lande Wursten und Hadeln

Von Dr. Carl Storf, Leipzig

Wohl wüteten auch im Lande Wursten und Hadeln die Söldnerheere des Dreißigjährigen Krieges, jedoch zerstörten sie der Lage und damaligen Bedeutung dieser Küstenländer entsprechend weniger gründlich Wohlstand, Kultur, künstlerisches und wirtschaftliches Leben. Während noch im Herzen Deutschlands die Heere aufeinanderprallten, gedieh hier fernab vom eigentlichen Kriegsschauplatz Handwerk und Gewerbe, und die Einwohner konnten bereits an den Aufbau ihrer Besitzungen, an die Ausschmückung

ihrer Gotteshäuser gehen, mit noch größerer Anstrengung dann in den auf den Friedensschluß folgenden Jahrzehnten. Die schönen Kirchen in Wursten und Hadeln beherbergen zahlreiche Zeugen, Epitaphe, Gestühl, Kanzeln und Altäre, aus dieser Zeit, der Mitte des 17. Jahrhunderts, die erkennen lassen, wie eifrig man bestrebt war, die Schäden der Kriegsjahre zu beheben oder den Vätern und Vorfahren an Gemeinfinn und Opferwille gleichzutun.

Derb und bauerlich sind meist diese Schnitzereien, in Ausführung und Farbigkeit der bodenständigen Volkskunst nah verwandt und — wie sie — Erzeugnisse heimischer Handwerkskunst, die erst in den letzten Jahrzehnten wieder zu Ansehen und rechter Würdigung gekommen ist. Manches Ausstattungsstück aber steht in Ausführung und Gehalt von der großen Zahl der übrigen ab, die Verfertiger dieser Werke müssen als Bildhauer und Künstler größeren Formats angesprochen werden, wenngleich manche nur in ihrer engeren Heimat Bedeutung haben. So wurde die Kanzel der Kirche zu Dorum beispielsweise um 1620 von dem Bildhauer Michael Ringmaker zu Otterndorf geliefert, einem recht tüchtigen Meister, dem nachzuspielen sich wohl lohnt. Zu den besten künstlerischen Leistungen gehören die Kunstwerke der Otterndorfer Kirche, Kanzel, Herrschaftsthron und Altar. Sie beherrschen das Innenbild dieses Gotteshauses und sind — wie wir sehen werden — zu Unrecht wenig beachtet.

Die Kanzel in Otterndorf

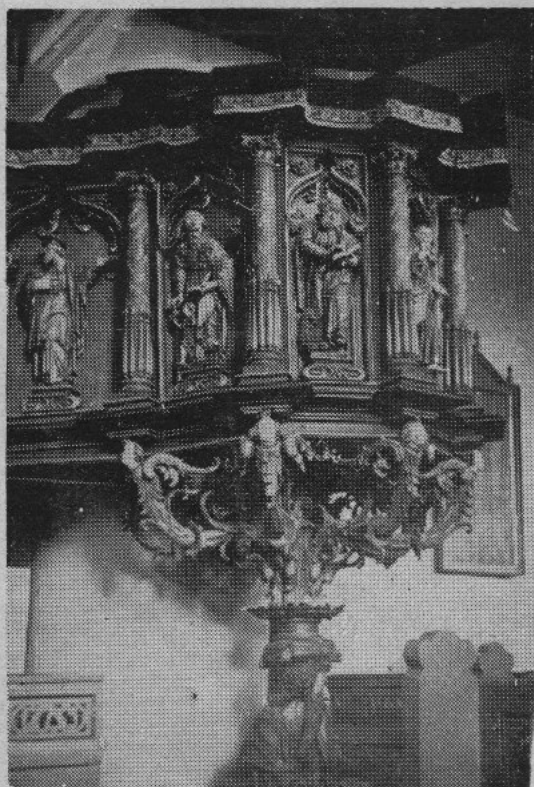
Die Otterndorfer Kanzel wurde nach der „Chronik des Landes Hadeln“ (1843) von dem Bildhauer Jürgen Krübeln in Glückstadt 1644 gearbeitet, der sich auch auf der Ostseite der mit der Kanzel verbundenen Knabenempore selbst verewigt hat. Die Mittel für dieses Werk stifteten Einwohner von Otterndorf, an ihrer Spitze der damalige Superintendent Martin Strackevian und die Bürgermeister Johannes Sittmann und Peter Braders. Die Namen der Stifter sind nach einem Aktenstück im Kirchenarchiv in der erwähnten Chronik abgedruckt. Fünfzehn Jahre nach der Aufstellung wurde die Kanzel übrigens von dem Hamburger Maler Erich Schröder „staffiert“ (d. h. bemalt), auch die hierfür be-



Bilder: Dr. Carl Storf, Leipzig

Symbolischer Kanzelträger

nötigten Mittel brachten opferwillige Einwohner auf, meist die gleichen wie im Jahre 1644. Ihre Namen wurden wiederum in einem gesonderten



Metopenartig aufgeteilter Kanzelbecher

Buch eingetragen, nachdem sie in der „Chronik“ aufgezählt sind.

Dieser Kanzel ist eine Empore für den Knabenchor angefügt; beide sind von der gemeinsamen Brüstung umzogen, die durch vorgestellte Säulen mit zierlichen (korinthisierenden) Kapitellen und geschmückten Schäften in einzelne Felder geteilt ist. Die Säulen stehen zwischen den Verbröpfungen des tragenden unteren und des abschließenden oberen Gesimses, die, beide reich gegliedert, vereint mit den Säulen, die Felder zu Nischen werden lassen, in denen auf kleinen volutengeschmückten Sockeln vollplastische Figuren stehen, Propheten, Apostel und am Kanzelbecher Christus und die Evangelisten. Von den giebelartigen Verzierungen in den Nischen sowie den Rosetten an den Verbröpfungen abgesehen, ist die Brüstung ohne ornamentalen Schmuck geblieben, so daß diese Figuren mit dem wechselndem Spiel von Licht und Schatten in den Nischen den Eindruck des Wertes bestimmen. Gewiß sind sie nicht Erfindungen des Bildhauers; in Haltung, Gebärde und Ausdruck gehen sie, wie in ihrer Entstehungszeit bei Bildhauerarbeiten allgemein üblich, auf Kupferstiche zurück. Der Meister erhielt also fremde Anregungen, doch wurde ihm nicht die Aufgabe abgenommen, die lange Reihe von Männern den Nischen geschickt einzuordnen, jedem sein eigenes Leben mit eigenem Ausdruck zu geben, möglichst wechselnde Kleidung und reichstes Faltenspiel zu erfinden. Viele dieser Figuren entsprechen in allem so weit unserer Vorstellungswelt, daß wir die Dargestellten auch ohne die Inschriften auf dem oberen Gesims, ohne die Attribute benennen könnten. Die langen, faltenreichen Gewänder, die Haltung der Körper, Köpfe, Arme und Beine ist stets anders und nicht wiederholt, jede Einzelheit zeugt vom großen Können des Bildhauers, so vor allem die schwierigsten Teile, die Gesichter, die so lebendigen Hände und die Füße. Auffallend ist u. a. der Jakobus, der lebhaft an die Darstellung eines Zeitgenossen des Meisters denken läßt.

Träger der Kanzel

Der zum Kirchenschiff sechsseitig vorspringende Kanzelbecher wird von einem Kanzelträger, der fast lebensgroßen Mosesfigur, gestützt. Auf seinem Haupt ruht auf einem Kissen eine Art Blätterfächer, von dem zu jeder Ecke des Bechers ein Ornamentfächer ausgeht, der oben in einem pausbäckigen Engelsköpfchen mit lockigem Haar endet. Die Stege, ebenso die Flügel der Engel sind als Ranken gebildet, die sich vielfach verzweigen und unter dem Kanzelboden ein prächtiges Ornamentgäßchen darstellen, das uns das Können des Bildhauers noch eindringlicher vor Augen stellt als die Figuren der Brüstung. Sie und der auf die Gesekestafeln weisende Moses mit seinem ernsten, sinnenden Blick gehen in der Qualität der Arbeit weit über das hinaus, was gemeinhin von provinziellen Meistern gearbeitet wurde. Sie lassen deutlich spüren, daß hier eine Kraft am Werke war, die auch in ihrer Zeit zu den größeren Könnern, zu den namhafteren Künstlern gehörte. Daß der vorspringende Kanzelbecher einer Stütze nicht entbehren kann, ist leicht einzusehen. Häufig, so auch in Lüdingworth, Sottrum, Wanna, wählte man als Kanzelträger wie hier eine Mosesfigur, die zugleich an den Alten Bund erinnert, an den der Neue anknüpft. Das Neue Testament mit dem Evangelium, vertreten durch die Figuren des Kanzelbeckers (Christus und die Evangelisten), beruht auf dem Alten Testament, das durch Moses mit den Tafeln des Alten Bundes vertreten ist. So veranschaulicht die Kanzel die christliche Lehre, ihr Schmuck ist eine sinnbildliche Darstellung des biblischen Wortes, der biblischen Lehre.

Erneuerter Schalldeckel

Der Schalldeckel über der Kanzel erweist sich durch seinen Palmettenkranz als ein Werk aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er mag die Stelle eines alten Deckels einnehmen, der dann wohl ebenfalls von Jürgen Krübeln gearbeitet worden war. Ueber sein Aussehen, die Gründe für seine Entfernung aus der Kirche wissen wir nicht. Bedauerlich ist nur, daß der heutige Deckel so wenig mit der eigentlichen Kanzel zusammenstimmt. Zu ihrem wesentlichen aufwärtsstrebenden Aufbau gehörte an sich ein ähnlich ausgerichteteter Deckel, der also irgendwie nach oben pyramidenförmig aufgebaut sein mußte. So würde die Einheitlichkeit des ganzen Werkes gewinnen, während der heutige Deckel mit der betonten Horizontalen zu schwer wirkt.

Hofbildhauer von Dänemark

Jürgen Krübel, wir schreiben richtiger Kriebel, der Bildhauer der Kanzel, war laut der Inschrift an der Otterndorfer Kanzel 1644 in Glückstadt. Hier arbeitete er als Hofbildhauer Christians IV. von Holstein-Dänemark an der Ausstattung des Glückstädter Schlosses und stand gewiß in hohem Ansehen. So weit wir heute sehen, mangelte es um 1640 im Lande Hadeln an heimischen Künstlern, so daß den Stiftern in Otterndorf nichts übrig blieb, als sich an fremde Meister zu wenden. Die Wahl fiel nicht schwer, muß doch Jürgen Kriebel zu seiner Zeit ein weit bekannter Bildhauer gewesen sein, der bereits ansehnliche Werke angefertigt hatte, ehe er nach Glückstadt berufen wurde. Um 1610 finden wir ihn in Magdeburg, annehmbar als seine Geburtsstadt, wo er 1614 den berühmten Tauffstein der Thomaskirche zu Leipzig arbeitete. 1631 besaß Jürgen (= Georg) Kriebel in Magdeburg das Haus „Zur Linde“, am 1. September 1640 wurde er mit dem 15½ Morgen großen Acker der Sophia Wulf, der Frau des bekannten Bildhauers Christoph Dehne, belehnt. Zu dieser Zeit jedoch wohnte Kriebel bereits in Glückstadt, genehmigte ihm doch am 26. Juni 1640 Christian IV. die Reise nach Magdeburg zur Uebernahme von Grundstücken aus dem Besitz des Bildhauers Dehne. Inzwischen, dürfen wir annehmen, hatte

Kriebel in Hamburg seinen Wohnsitz, wo er 1627 den verschollenen Altar des Waisenhauses arbeitete, sowie 1630 den riesigen Rahmen zu dem Gemälde Gabriel Engels „Der Tempel in Jerusalem“ in der Katharinenkirche. Während diese Werke durch Urkunden als Arbeiten unseres Meisters ausgewiesen werden, glaubte man in den Kanzeln zu Glückstadt und Elmshorn seine Arbeitsweise wiedergefunden zu haben. So wurden ihm diese beiden Werke zugeschrieben, obgleich sie doch wohl in ihrer ganzen Haltung und Bildung provinzieller Art sind und eher von einem Schüler oder Nachahmer gearbeitet sein werden. Die wenigen nach Urkunden von Jürgen Kriebel gearbeiteten Werke beweisen ja zur Genüge, daß dieser Meister ein begabter Künstler gewesen ist, der den Vergleich mit den bekanntesten Bildhauern seiner Zeit durchaus bestehen kann. Darin liegt aber auch die besondere Bedeutung der Otterndorfer Kanzel, die als eine der wenigen gesicherten Arbeiten dieses zu seiner Zeit angesehenen Bildhauers unser Wissen um ihn wesentlich bereichert. Sie zeigt uns, wie der Meister der Leipziger Taufe in seiner Spätzeit arbeitete und nimmt eine Art Schlüsselstellung für die Bearbeitung des Lebenswertes dieses Bildhauers ein. Als solche und allein auch schon wegen der Schönheit von Arbeit und Komposition verdient sie besondere Beachtung.

Die Pest war im Land

Nach schriftlichen Ueberlieferungen zusammengestellt von J. J. Cordes

Es war am 3. Mai des Jahres 1628. Da standen in dem kleinen freundlichen Städtchen Buxtehude am Abend die Menschen auf den Straßen und schauten zum Himmel empor. Mergentlich sah alles nach oben, wo „eine große Sonne und drei feurige Kreuze“ zu sehen waren. Bis ins tiefste erschrocken standen sie beim Anblick dieser Naturerscheinung wie gebannt in Gruppen zusammen. War denn die Last, die der Herrgott auf ihre Schultern gelegt hatte, noch immer nicht schwer genug? Sollten neue Plagen zu den alten treten? — Verzagt schlichen sie in ihre Häuser und legten sich auf ihr Lager. Aber der erquickende Schlaf wollte nicht kommen; im Herzen brante ihnen die Sorge um die dunkel vor ihnen liegende Zukunft.

Von den Straßen her scholl das wilde Gebrüll der Landstrolähe. Alle Häuser und Scheunen lagen voller Cinquartierung. Aus Angst gab man den rohen Gesellen und ihren Kindern und Weibern, was Küche und Keller zu bieten vermochten. Aber dennoch waren sie nie zufrieden. Tagtäglich lohnte es Fußtritte und Maulschellen, und die Frauen und Mädchen wagten sich nicht mehr aus den Wohnungen.

Himmelszeichen in Steinkirchen

Auch in Steinkirchen hatte man die Himmelszeichen gesehen. Unheilwartend schlichen die Menschen am anderen Morgen an ihre gewohnte Arbeit. Keiner sah die frische Pracht in den Gärten und Feldern. An den Ufern der Gräben leuchtete das Gold der Dotterblumen. Aber jeder stapfte gedrückt mit nach innen gewandtem Blick dahin. Der Dorfbarbier Albrecht Janssen wurde ins Haus des Bauern Peter Stechmann gerufen, weil die Kriegsknechte ihn einer geringen Ursache wegen übel zugerichtet hatten. Als er das Gehört betrat, sah er plötzlich eine feine, weiße Wolke aus den Kronen der Walnußbäume daherschweben. Langsam glitt sie heran und trieb gerade durch die geöffnete Feldtüre auf die große Diele des Hauses. Auf einmal zog sie wie ein langer Schlauch auseinander und — verschwand in einem Ständerloch.

Unheil im Ständer eingesperrt

Das — war die Pest! Schnell sprang Janssen herzu und schlug mit einem in höchster Eile aufgerasteten Stein einen Holzpflöck in den Walfen. Gott sei Lob und Dank! Das war geglückt! Kraftlos entsank der Stein seiner Hand; heiße und kalte Schauer rieselten ihm über den Rücken. Eine ganze Weile stierte er noch auf die Stelle, wo das gespenstische Wesen verschwunden war. Aber nun sah sie fest in ihrem Loch. Das Unheil war durch ihn gebannt! Ein lähmender

Schrecken erfüllte die Herzen der Dorfbewohner, als Janssen ihnen sein Erlebnis erzählte. Weit mehr aber noch, als sie am Nachmittag hörten, daß ein betrunkenen Tillyscher Reiter hohnlachend den Keil wieder herausgerissen hätte. Nun war der schwarze Tod entseßelt! „Die Seuche im Land! — Herrgott im Himmel, hilf!“ Einer flüsterte es dem anderen zu, und der es vernahm, blieb mit bleischweren Gliedern wie angewurzelt am Fleck stehen. „Der schwarze Tod!“

Schon am anderen Morgen lag Peter Stechmanns kleine Alke, sein einziges achtjähriges, blondes Töchterlein kalt und starr auf ihrem Lager. Und nun raste der Tod wie ein gieriger Wolf durch die Dorfsstraßen. Mit funkelnden Gesichtern sprang er über Hecken und Gräben, stieß den Frauen den Herdtessel aus der Hand und warf die stärksten Männer um. Weinen und Wehklagen drangen aus den Häusern. — Zehn, fünfzehn, achtzehn Menschen sanken täglich ins Grab. Hannes Mößelmann, der alte, biedere Rußlengräber, schaffte bei Tag und Nacht. Bis auch ihm der Tod die Schaufel aus der Hand riß.

Der alte Janssen hilft

Alltäglich klagte die Totenglocke wimmernd über soviel Herzeleid. Nun war Janssen Arzt, Totengräber und Seelentröster in einer Person, denn dem alten Pastor Kassel gebrach gar bald selbst die Kraft zum Beten und Helfen. Fast den ganzen Tag standen bitterschmerzende Waisenkinder und verzweifelte Mütter vor seiner Tür. Schlotternde Angst scheuchte die Menschen vom Schmerzenslager der Sterbenden hinweg. Keiner drückte dem anderen die Augen zu, wenn der letzte Seufzer kam. Wenn das Untier an der Aehle saß, der war mit sich und seinem Herrgott ganz allein.

Gerupfte Hühner und getrocknete Kröten

Wohl braute Janssen manch ein Tränklein und kochte Breiumschläge für die Kranken und Hilfloßen. Aber was half das alles bei so vielen? Andere wieder versuchten aus dem Gefühl der Ohnmacht gegen die schreckliche Seuche ihre Zuflucht bei Heilmitteln, die blinder Aberglaube und törichter Unverstand gebär. Neben Zugpflastern verwandte man auf den Pestbeulen lebende Tiere und lebenswarme tierische Organe. Tauben und Hühner wurden mitten auseinandergerissen und frisch auf „das Geschelle“ gelegt. Ein Hahn, dem die Schwanzfedern ausgerupft waren, wurde mit Salz eingerieben und mit zugehaltenem Schnabel solange auf die Schwäre gehalten, bis er tot war. Starb er, so

wurde er durch einen anderen ersetzt. — „Dann kommt das Gift heraus!“ Dasselbe erwartete man von getrockneten Kröten, die dabei anschwellen sollten und frisch vergraben werden mußten.

Aber der schwarze Tod hohnlachte über die Not und den Unverstand der Menschenkinder und raste weiter durch die stillen Straßen des Dorfes. Es war, als wenn die Zeit dem alten Janssen neue, junge Kräfte lieh. Schon als Kind hatte ihn die Pest einmal in den Klauen gehabt. Sein Vater gab ihm einen Löffel voll Pestenz und sperrte ihn auf dem Boden ein. Nach zwei Tagen — der Vater hatte häufig nach ihm gesehen — fiel er endlich in einen tiefen Schlaf, und neue Lebensgeister erwachten in seinem schwachen Körper. Machtlos wich die Krankheit von ihm und saßte ihn fürderhin nicht wieder an. Das war ein großes Glück in dieser Zeit; denn bald standen die meisten Häuser im Dorfe leer. Keiner kümmerte sich um das Vieh auf den menschenleeren Gehöften. Die Pferde scharrten hungrig und durstschmachtend in den Ställen,

und die Kinder zerrten brüllend an den Ketten und stierten erwartungsvoll nach den Krippen. Nur gut, daß draußen der Frühling durch das Land schritt. Janssen löste den armen Tieren die Stricke und ließ sie auf das Feld. Während in den Zweigen die Vögelin fangen und die Blumenkinder wohligh sich zur Sonne strecken, lagen Kinder und Greise, Bauern und Knechte im Todeskampf.

Nirgends ein Ende

227 Gemeindemitglieder nennt in diesem einen Dorfe das Kirchenbuch, die allein in diesem einen Jahre des Unglücks dahinnußten. Dumpf und hohl polterten die schweren Kleischollen auf die Särge. Bis eines Morgens auch der Tischler unter den Toten lag. Nun warf man sie ohne Bretterhaus in die dunkle Gruft. Der König der Schreden aber saß auf seinem Thron, und seine Hecker mähten unablässig weiter.

Selbst in das Gotteshaus schlichen sie hinein. Während einer Predigt trug man zwei Frauen

tot hinaus. Immer leerer wurde am Sonntag das Gestühl. Suchend glitten die Blicke der Ueberlebenden durch den weiten, hohen Raum. Da lagen eines Tages auch Janssens Tochter und ihr Mann auf der Bahre. Der alte Vater konnte noch gerade rechtzeitig genug gerufen werden, um ihnen die jungen Augen zuzudrücken. Die Seuche, die sich an ihn selbst nicht heranwagte, hatte nun hinterücks den Speer gegen die Seinen geworfen und dabei — ihn mitten ins Herz getroffen. Ohne Klage und ohne eine Träne, nur unverständliche Worte murmelnd, verließ er das Unglückshaus. Das harte Geschick hatte ihm nun einen solch großen Klotz vor die Füße geworfen, daß er nicht imstande war, hinüberzutreten. Seine Seele war kalt und leer, und sein umflorter Blick sah nichts als endlose Wüste. Immer die Augen auf den Erdboden gerichtet und ständig mit dem Kopfe schüttelnd, wandte er dahin.

Am anderen Morgen fanden ihn die Kinder, die die Betglocke läuten wollten, mit gefalteten Händen vor den Stufen des Altars liegen.

Der Bauer achtet auf sein Recht

Gemeinschaftsgedanke in Bauernbriefen und Dorfchroniken

Während gerade in Niedersachsen ein besonders kräftiges und eigenartiges Bauerntum emporwuchs, sind die Quellen dörflichen Rechts- und Wirtschaftslebens wenig bekannt und wenig veröffentlicht worden. Recht verschieden hat sich zwar in den Marschen und auf der Geest der Bauer selbst wie seine Wirtschaft entwickelt. Seit über acht Jahrhunderten hat der Marschbauer seinen dem Meere mühsam abgewonnenen Boden intensiv bewirtschaftet und durch Anbau von Korn und Viehwirtschaft der gesamten Volkswirtschaft großen Nutzen gebracht, während auf der Geest erst seit rund 50 Jahren nach Aufhebung der grundherrlichen Rechte und Aufteilung der Allmende, besonders aber nach Einführung der künstlichen Düngung und landwirtschaftlicher Maschinen dem dünnen Geestacker und überfeuchten Moorboden größere Erträge abgewonnen sind. Aufgabe des Vierjahresplanes ist es jetzt, jeden Acker, auch den dürrigsten, der deutschen Volkswirtschaft nutzbar zu machen. Dazugehört bei manchem Bauer die ganze Energie der nationalsozialistischen Wirtschaftsführer, weil sowohl in der Marsch wie auf der Geest der Gemeinfinn seit langer Zeit eingeschlafen war und erst künstlich wieder geweckt werden mußte. Der Marschbauer ist zwar durch den guten Boden und dessen lange Kultivierung besser gestellt, aber durch die soziale Mißwirtschaft früherer Jahrzehnte an der intensiven Nutzung behindert. Der Geestbauer kennt diesen Gegensatz nicht in dem Maße, teilt vielmehr mit seinen Leuten Arbeit und Brot, Freud und Leid in gleicher Weise, leidet aber auch vielfach unter dem Leutemangel.

Deichordnungen

Eine natürliche Dorfgemeinschaft waren die früheren Marsch- und Geestdörfer, aber die Bewohner waren durch verschiedene Bedingungen aneinander gebunden. Die Marschbauern waren durch den steten Kampf gegen das Meer und seine Fluten gezwungen, ihre Deiche, Siele und Wettern gemeinsam in Ordnung zu halten und schufen ihre Deichordnungen und ihre Kirchspielsrechte. „Weistümer“ hat der große Germanist Jakob Grimm diese alten Gewohnheitsrechte genannt und manche davon wieder entdeckt und gesammelt. Sie pflanzen sich von Geschlecht zu Geschlecht fort und sind erst spät aufgezeichnet. Das bäuerliche Denken früherer Zeiten prägt sich darin aus. Der erste Grundsatz aller Deichordnungen beruhte auf dem Satz: Kein Land ohne Deich, kein Deich ohne Land. Also jedes vom Deich beschützte Grundstück ist deichpflichtig, die Deichpflicht ist von dem Lande, auf dem sie lastet, unzertrennlich. Die Abweichung von dieser Regel, die in einzelnen Marschen vorkam, hat sich oft gerächt. Wenn einzelne Käufer, die gern einen Besitz haben wollten, aber nicht Geld genug hatten, und dafür eine größere Deichlast auf sich nahmen, konnten sie bei größeren Deicharbeiten diese Last nicht tragen und

schädigten sich und das Land. Denn dann trat der andere Grundsatz in seiner vollen Schärfe in Kraft: De nich will diken, mutt wiken. Wer die auf seinem Grundstück ruhenden Deichlasten, namentlich in Notfällen, nicht erfüllte, verfiel dem sogenannten Spatenrecht, ging des Grundstückes verlustig. Der so Betroffene hatte dabei selbst ein gewisses Recht; wenn er die hohen Deichlasten bei wiederholten Deichschäden nicht mehr tragen konnte oder wollte, stach er seinen Spaten in das belastete Grundstück und zeigte das dem Deichgräfen an. Wer dann den Spaten zog, übernahm die Deichlasten und das Grundstück. Hermann Almers urteilt in seinem Marschenbuche: „In diesen Deichordnungen herrscht oft eine Weisheit und Klarheit, eine solche der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessene Strenge, daß sie uns immer mit Bewunderung und Verehrung für den Geist unserer Vorfahren erfüllen müssen, wenn sie gleich für unsere Zeit nicht überall passen würden.“

Drohte eine solche Sturmflut, so war für jeden Mann die Pflicht zur Nothilfe gegeben.

Danzleed

Tiri tira un rum ta ta,
Dat klingt doch eenmal seut.
Musik de is to'n Danzen da,
Dat kribbelt in de Feut!

Tiri tira un rum ta ta,
Dat kribbelt in de Feut!

Min Greeten, dine Backen root,
Din kruushoor hört hüt mi.
Min Deern, du bist as Melk un Bloot,
Kumm her un danz mit mi!

Kiek, hans und Dieck un ok de harm,
De schuult al scheel na di.
Se haren die ok so gern in Arm,
Doch hüt, da hörst du mi.

Un hein un Greet fleegt dör den Saal.
Un jümmer geit dat rund,
Un dorbi küßt se sik ok mal,
Jüm kribbelt Feut — un Mund.

Tiri tira un rum ta ta,
Jüm kribbelt Feut — un Mund.

Heinrich Henze.

Alle Mann zogen op den Dik! hieß es dann. Eine solche Pflicht ist jetzt im Dritten Reiche für alle Landnöte wieder eingeschärft, sei es bei Deichnot oder Waldbrand oder im Luftschutz. Kein Volksgenosse darf sich ausschließen und setzt sich bei Weigerung der Bestrafung und Verachtung aus. Die schweren Deichbrüche früherer Jahrhunderte, die fast alle Nordseemarschen trafen, haben diese strengen Deichordnungen veranlaßt, aber sie sind doch lange Zeit nicht schriftlich niedergelegt worden und deshalb nicht auf uns gekommen; erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts auf Anordnung der Landesregierung abgefaßt, so eine für das Amt Winfen a. d. L. 1564 und eine für das Land Wursten 1568, für Altdorf in der Ostmarsch 1580, für das Alte Land hundert Jahre später 1690 „das wohlhergebrachte uralte Deichrecht“, dem 1692 für das ganze Herzogtum Bremen die schwedische Deichordnung folgte. Für das Land Hadeln waren im Weistum der drei Hollerischen Kirchspiele 1439 zwei Artikel deichrechtlicher Natur, zwei ausführlichere Titel von Deichen und Schleusen und vom Deichfrieden im Hadelner Landrecht von 1583 bestimmt. Nach der furchtbaren Weihnachtsflut von 1717 schlug die damalige Kaiserliche Sequestrationskommission eine Deichordnung vor, sie wurde aber von den drei Ständen abgelehnt, weil sie gegen ihre alte Freiheit und ihre Rechte verstieße. Dabei blieb es bis in die Neuzeit.

Hecker und Wischen

Galt es, in den Marschen die Deiche zu schützen, allerdings im Binnenlande auch die Siele, Wetterungen und häufig unfahrbaren Wege gemeinsam in Ordnung zu halten, das „meen Warf“ zu verichten, so alt der Schutz auf der Geest der kleinen Ackerflur und der weiten Gemeinheit oder Allmende, die aus Heide, Moor und Bruchland bestand, das zum größten Teil aber zum Auftrieb des Viehes diente. Für die geringe Bewohnerzahl der früheren kleinen Dörfer genügten je ein größeres Ackerfeld für Roggen, für Hafer und Buchweizen. Jeder Bauer erhielt von diesen drei Gewannen einen Streifen, so entstand die Gemenglage der Hecker. Diese waren im Gegensatz zur heutigen Gemeinheit mit Wällen oder Hecken oder einer künstlichen Einzäunung umgeben zum Schutze gegen Tiere aller Art und gegen willkürliches Betreten durch Menschen. Alle vier Wochen wurden die Äuße vom Bauernmeister und seinen Schültern nachgesehen. In der Niederung lagen die Wiesen zur Heugewinnung, ebenfalls für den einzelnen Bauer abgeteilt. Hecker und Wischen bildeten mit dem eigentlichen Dorfe und den Koblärten die sogenannte Dorfmark. Die weitere Umgebung, die zur Weide dienende Allmende, war im Gegensatz zu heute nicht eingefriedigt. Jeden Tag trieben die Gemeindegirten, der Kuh-, Schaf- und Schweinehirte das Vieh des Dorfes in diese Gemeinheit und mußten darauf achten, daß kein Ackerfeld betreten oder auch der Waldboden zer-

treten wurde. Verboten war es auch dem einzelnen Bauern, das Vieh apart zu treiben; nur für neuerworbenes Vieh und für Pferde kurz vor oder nach dem Fohlen galten Ausnahmen.

Bis zum 17. Jahrhundert erledigten sich alle Arbeiten dieser Bauernschaften ganz von selber, eine feste Tradition erbte sich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Man bestimmte die Saatenfolge und die Tage der Saat und Ernte und verrichtete diese Arbeit gemeinsam. Manche schöne Sitte entwickelte sich zu Anfang und zum Schluß besonders bei der Ernte. Niemand durfte auf eigene Faust mähen oder einfahren. Man achtete genau auf die Grenzlinien und schonte den Acker des Nachbarn. Die Zahl des aufzutreibenden Viehes stellte man genau nach der Größe des Hofes, Boll-, Halb-, Viertelhof oder Rätnerstelle fest.

Um 1700 Bauernbriefe

Das änderte sich um 1700. Die Zahl der Bauernstellen nahm zu, neue Rätner, zum Teil Handwerker, siedelten sich an; die Ackerfluren wurden langsam erweitert, die Neuverteilung mußte sorgfältig vorgenommen und die Rechte und Pflichten der Neusiedler genau bestimmt werden. So sind die ersten Bauernbriefe auf der Geest erst um 1700 entstanden, während in der friesischen Marsch Wursten schon hundert Jahre früher die sogenannten Viertelbriefe für die einzelnen Kirchspiele dieser Marsch abgefaßt wurden: für Lebsen 1560, für Alsum 1584, für Dorum 1590, für Radingbüttel 1594 u. a. Die Marsch Wursten bildet eine Ausnahme, weil hier das zur Einzelwirtschaft überwiesene Land nicht völlig in Privatbesitz überging, nicht einmal das Ackerland. Der Privatbesitz war, wie von der Osten in seiner „Geschichte des Landes Wursten“ ausführt, zeitlich beschränkt, das Feld gewisser-

maßen nur auf die Zeit zwischen Saat und Ernte geliehen. Sobald die letzten Garben eingebracht waren, wurden die Einfriedigungen geöffnet und die ganze Feldflur von der ganzen Bauernschaft als Stoppelweide benutzt. So ersetzte die Stoppelweide die hier in der Marsch unmögliche Waldmast. Auch andere Aufgaben und Zwecke verfolgte die festgeschlossene Bauerschaft in ihren Briefen und legte die Bedingungen für den Eintritt von Zuzüglern und deren Rechte fest, ebenso die Wahl der Vorsteher und die Verhandlungsart in den Versammlungen, die Höhe der Bierstrafen und Verwendung bei Gelagen.

Dorchroniken

Die Bauernbriefe oder -rechte auf der Geest verfolgten, wie oben gezeigt, weitere Ziele und haben bis zur neuen Gemeindeordnung im Jahre 1852 ihre Gültigkeit gehabt. In der Börde Debestedt habe ich vier solcher Bauerschaftsbriefe noch aufgefunden. Der Siebener, auch Willfür genannt, aus dem Jahre 1640 besteht aus 15 Paragraphen, der Langener, der am besten erhaltene, 1695 aus 22, der Spadener 1696 aus 31, der Debesteder 1709 aus 26 Paragraphen und drei Nachträgen. In Langen hat der frühere Gemeindevorsteher Lühr Jmmen gerade diesen Bauernbrief zum Anlaß genommen, um eine eigene Dorchronik daran anzuschließen und sorgfältig die Quellen zur Geschichte zu sammeln. In Debestedt war im Anschluß an diesen Brief ein eigenes Bauerschaftsbuch begonnen, das viele Dorchnachrichten von 1709 bis 1856 enthielt. Es war aber im Spritzenhaufe mit vielen anderen Akten verkommen und mußte mühsam wiederhergestellt werden, ist aber jetzt ein wichtiges Quellenwerk für das Dorf geworden. Zwei Paragraphen, die im Original und in der Kopie fehlen, ließen sich nur im Vergleich mit anderen Briefen rekon-

struieren. Was früher von Mund zu Mund überliefert war, wurde nun schriftlich in der Dorfversammlung festgelegt und von allen Bauern unterschrieben.

Kein Raubbau an der Allmende

Die Wahl der Bauermeister und Schütter, später der Eidgenossen, wurde festgesetzt und ihre Befugnisse wurden mit den verschiedenen Strafsätzen für Nachlässigkeit oder eigenmächtige Uebertretung der Ordnung, besonders der Grenzverletzung in der Dorfmark, umrissen. Wichtig war auch die Wahl zuverlässiger Gemeindegelirten; häufig waren es jüngere Bauernsöhne. Es galt besonders den Raubbau in der Allmende zu hindern, besonders seit in der Neuzeit die Marschbauern in größerer Zahl auf die Geest hinauffuhren und Busch und Bauholz aus den Wäldern, Blaggen für die Deichfirste und grüne Soden für die Deichkronen und -bermen und Torf zum Heizen holten und das als ihr gutes Recht ansahen, weil lineare Grenzen nicht festgelegt waren. War schon den Dorfgelirten die Nutzung an gewissen Stellen verboten und die Schonung der Zuwege zur Pflicht gemacht, so suchte man die Fremden erst recht fernzuhalten und verbot den Verkauf von Torf und Busch in größeren Mengen, völlig den Hieb von grünen Soden. Es kam zu Gewaltthaten zwischen den Marsch- und Geestleuten und zu langwierigen Streitigkeiten zwischen den Landesregierungen, bis genaue Grenzen und bestimmte Gebiete für die Marschkirchspiele in der Heide und im Moore festgelegt wurden.

Die Bauernrechte und -briefe gleichen sich vielfach, aber enthalten doch manche Zurnamen und Besonderheiten. Sie führen uns in anschaulicher Weise die wirtschaftliche Lage eines jeden Geestdorfes vor der einsetzenden modernen Entwicklung zum heutigen Zustande vor Augen.

Lebendige Heimatarbeit

Mitteilungen und Hinweise aus dem Arbeitsgebiet und seiner Umgebung

Zum Gedächtnis von A. Stuhlmann

Vor hundert Jahren wurde in Hamburg der Schulmann und Dichter Adolf Stuhlmann geboren. Sein Vater war Feinmechaniker und verzog später nach Bremerhaven und gründete hier ein eigenes Geschäft. Durch sein Verschulden kam es zu einer Zerrüttung des Familienlebens und zur Scheidung. Die Mutter zog mit den Kindern dann wieder nach Hamburg. Ihr Sohn Adolf studierte in Göttingen und wurde 1880 Direktor und Schulrat für das gewerbliche Schulwesen in Hamburg. Seine Zeichenwerke und sein Einfluß auf die Gestaltung des Zeichenunterrichts ist allgemein bekannt. Weniger weiß aber die Öffentlichkeit von seiner Bedeutung als Heimatdichter. In seinem Roman „Ernst Meliböfer, Jugendgeschichte eines alten Hamburgers“ schildert er seinen eigenen Lebensgang. 1898 erschienen seine plattdeutschen „Rhymels“. Sein „Lederboot“ enthält etwa 100 Lieder, die größtenteils aus dem Hochdeutschen überfetzt wurden. Weiter sind erschienen: „Hasselpoggen“, Gedichte und Erzählungen in holsteinischer Mundart, und „Sünne Jürigen, die heemliche Ridderorden von Lohusen“ — ein Werk krausen Humors — „fiddelig vertellt“ — wie es auf der Titelseite heißt.

200 Jahre Vordorner Klinker

Die alten Kirchen und Türme aus Ziegeln zeugen allerdings von einem weit älteren Wissen der Friesen um die Verarbeitung des Tonens. Hier wurde im Jahre 1734 von dem Dänenkönig Christian VI. die Erlaubnis zur Errichtung einer Ziegelei gegeben. Heute ragen 25 bis 30 Schornsteine in die Luft und liefern Klinker für einen weiten Umkreis. Das eigentliche Geburtsjahr der Großindustrie aber war das Jahr 1838. Damals gab der Großherzog die Anregung zum Bau einer Klinkerstraße zwischen Fever und Varel. Der schlechte Zustand der Marschwege und die Benäherung des Vordorner Klinkers als Pflasterstein ließen nun einen gewaltigen Aufstieg des Absatzes entstehen. Der blaue Oldenburger Klinker hat viele Tausende

Kilometer heimischer Landstraßen passierbar gemacht.

Nochmals Chronik von Debestedt

Stud. phil. Vital Geibel bittet uns um Aufnahme folgender Zeilen: In der kürzlich erschienenen „Chronik von Debestedt“ hat der Verfasser, Professor Eduard Rütger, meine Bemerkung um die Wiederherstellung des Debesteder Taufbeckens zu verdienstvoll dargestellt in der Annahme, daß ich die Geldbeschaffung für Restaurierungsarbeiten durchgeführt habe. Das trifft nicht zu. Es ist vielmehr Provinzialkonferator Professor Sieber gewesen, der Beihilfen von Reich und Provinz erlangen und damit den größeren Teil der Kosten decken konnte. — Das Taufbecken besteht übrigens aus Bronze. Der Urheber der Photographie „Kirche nach dem Brande“ ist nicht bekannt.

Bestandsaufnahme alter Grabsteininschriften

Im Gebiet des Rüstringer Heimatbundes, d. h. im ganzen Stadt- und Butjadinger Lande, sollen die Inschriften auf den Grabsteinen gesammelt werden. Der Verein wandte sich an die Pastoren der einzelnen Kirchspiele mit der Bitte um tatkräftige Unterstützung dieses Planes. In Frage kommen nicht nur die auf den Friedhöfen vorhandenen Grabmale, sondern auch die sogenannten „Irreläufer“, die in Gärten und auf Hofstellen verstreut liegen. Notwendig ist eine kurze Beschreibung der Steine und eine genaue Wiedergabe der Beschriftung. Eine gewissenhafte und sorgsame Aufnahme ist nicht nur vom Standpunkte der Volkskunst, sondern auch zur Förderung der Familien- und der Trachtenforschung sehr zu begrüßen.

Denkt an unser Bildarchiv!

In Stadt und Land werden in dieser Zeit durch Umbauten und Neuanlagen große Veränderungen hervorgerufen, die das Städte- und Landschaftsbild für immer verändern. Gewiß ist man bemüht, durch Straßen- und Plätzenamen

Erinnerungen an das Gewesene zu erhalten. Weit mehr aber noch ist es nötig, daß durch bildliche Aufnahmen der alte Zustand festgehalten wird, damit eine spätere Zeit sich eine genaue Vorstellung von dem einstigen Aussehen unseres Stadt- und Landschaftsbildes machen kann. Also sendet eure Aufnahmen an die Zentralstelle für die sachgemäße Aufbewahrung und Ordnung solcher Bilder: An das „Bildarchiv der Männer vom Morgenstern“ (Dr. Höber, Stadtbibliothek in Bremerhaven).

„Psychologie des Bauerntums“

Das im Jahre 1905 zuerst erschienene Buch, das in unserem Jahrbuch Nr. 12 von Sanitätsrat Dr. Bulle eingehend besprochen und gewürdigt wurde, ist jetzt in seiner dritten Auflage erschienen. Das Werk hat sich die Aufgabe gestellt, den Blick des Gegenwartsmenschen auf das Wesen und die Umwelt des Bauerntums zu lenken. Mit einem Worte: Zum deutschen Bauerntum zu leiten. Der Vespreeher schloß damals seine Niederschrift mit dem Satz, der noch heute Gültigkeit hat: „Jedes Mannes Pflicht aber ist es, durch sein Beispiel solches alles zu fördern.“

„Buten und Binnen“

Die Zeitschrift, die die Verbindung zwischen der niederfriesischen Heimat und den Auslandsdeutschen herstellt, bietet in ihrer letzten Nummer als Titelbild den Wesermünder Fischereihafen. Korvettenkapitän a. D. Reichert-Facilides schrieb dazu einen Beitrag über „Wesermünde, Deutschlands größter Fischereihafen“ und J. J. Cordes bietet eine Plauderei über unsere alte Bodmühle in Spedenbüttel. W. Kleeberg zeigt unter Beifügung von klaren Bildern, wie man Land aus dem Meere gewinnt. Professor Rippenberg, der Herausgeber der „Heimatbriefe“, richtet nochmals an alle Heimatgenossen die dringende Bitte, ihm Anschriften von Auslandsdeutschen zu übersenden.